

9. Dezember 2006, Neue Zürcher Zeitung

Wem kann ich danken?

Über Religion als Bedürfnis und die Schwierigkeit seiner Befriedigung

von Ernst Tugendhat

Die menschliche Vernunft wird durch Fragen belästigt, die sie nicht abweisen, die sie aber auch nicht zweifelsfrei beantworten kann.

Die Frage nach der Religion ist eine solche Frage.

Sie bringt seelisches Bedürfnis und intellektuelle Redlichkeit in eine spannungsvolle Konstellation.

Der Frage des Gretchens «**Wie hast du's mit der Religion?**» ist Faust ausgewichen. Wie muss man die Dinge sehen, wenn man weder ausweicht noch naiv ist? Ich glaube, dass einerseits das Bedürfnis nach einem Götterglauben nicht nur ein kulturelles, sondern ein anthropologisches, in der Struktur des menschlichen Seins begründetes Phänomen ist, dass es aber für einen heutigen Menschen, wenn er sich nichts vormacht, nicht möglich ist, diesem Bedürfnis nachzugeben.

Wir befinden uns hier in einem Widerspruch zwischen Bedürfnis und Realisierbarkeit. Solche Widersprüche sind logisch gesehen harmlos, und sie sind im menschlichen Leben etwas ziemlich Normales.

Ich will das an einem anderen Beispiel verdeutlichen.

Menschen haben, jedenfalls im Allgemeinen, das Bedürfnis weiterzuleben; auch das ist anthropologisch begründet.

Dieses Bedürfnis steht aber im Widerspruch zur Realität:

Alles individuelle Leben hört nach einiger Zeit auf.

Aber das Bedürfnis weiterzuleben ist so tief fundiert, dass Menschen in allen Kulturen versucht haben, auf die eine oder andere Weise, mit oder ohne Religion, ein Weiterleben nach dem Tod zu konstruieren.

WUNSCHDENKEN

Auch heute denken noch viele so. Es ist doch nicht widersprüchlich, sagen sie. Vielleicht, antworten wir, aber siehst du denn nicht, dass das, wenn der einzige Grund für diese Annahme unser Wunsch ist und es keine unabhängigen Evidenzen zu ihren Gunsten gibt, Wunschdenken ist, wishful thinking?

Der Wunsch, etwas zu glauben, ist nicht nur ein unzureichender Grund, es zu glauben, sondern an und für sich ein Gegengrund.

Eine Meinung, dass etwas so und so sei, die nur auf einem Wunsch beruht, führt im Normalfall einer empirischen Meinung (sie wünscht zum Beispiel, dass er sie nicht verlassen hätte) **zur Realitätsverleugnung - und das heisst, wenn man dem Wunsch nachgibt, zur Halluzination.**

Der Glaube an Gott oder der Glaube an ein Weiterleben nach dem Tod entgeht diesem Schicksal der Halluzination nur deswegen, weil der Gegenstand des Glaubens im Übersinnlichen liegt, in einem Bereich, der gegenüber empirischen Evidenzen und Gegenevidenzen immun ist.

Man kann daher, wo es sich um Übersinnliches handelt, ungestraft glauben, es widerspricht dann lediglich der intellektuellen Redlichkeit!

Mit Bezug auf den **Glauben an Gott** gibt es heute im Wesentlichen **drei Positionen**:

erstens die derjenigen, die sagen: **Gott gibt es nicht**, und so ist es auch besser für uns; man denke etwa an Nietzsche oder an die Linkshegelianer. Es wird also nicht nur die Existenz Gottes in Abrede gestellt, sondern auch das Bedürfnis zu glauben; wenn Menschen ein solches Bedürfnis haben, so liege das an einem wie immer **bedingten falschen Selbstverständnis.**

Es gibt, **zweitens**, diejenigen, die meinen, vom Bedürfnis zu glauben schnurstracks **zum Glauben selbst übergehen zu können, vermittelt gegebenenfalls durch Offenbarung und Tradition.** Dass jemand nicht an Gott glaube, obwohl er in einer solchen Tradition steht, könne nur daran liegen, dass sein Bedürfnis, an Gott zu **glauben, nicht tief genug sei: die Position der Theologen.**

Die **dritte Position** ist die derjenigen, für die das ganze Problem ein mehr gesellschaftliches ist, sie können daher **alles im Unbestimmten lassen.**

ERFAHRUNG DER KONTINGENZ (anteilmässig zu erbringende Leistung)

Was für alle drei Positionen charakteristisch ist, ist ihre **innere Unangefochtenheit.** Sicher erleichtert es das Leben, wenn man sich nicht in einem expliziten Widerspruch befindet.

Demgegenüber möchte ich zeigen, **dass man sich heute in einem Widerspruch sehen muss zwischen auf der**

einen Seite dem religiösen Bedürfnis
und auf
der anderen, seiner Unrealisierbarkeit.

Es war natürlich einfach, Götter oder einen Gott zu projizieren, solange man noch keine scharfen Unterscheidungen zwischen Natürlichem und Übernatürlichem machte **und man sich Gott etwa «im Himmel» denken konnte.**

**Das Übernatürliche ist dadurch definiert, dass es dafür keine empirischen Evidenzen pro oder contra gibt.
Deswegen erscheint ein Glauben an Gott heute entweder naiv oder unredlich.**

Ich finde es daher überflüssig, auf dieses **Horn des Dilemmas** näher einzugehen. Interessanter ist das andere Horn, also **die Problematisierung der Meinung, dass wir einen Gott heute nicht einmal mehr brauchen.**

Wenn es sich um **ein anthropologisches Bedürfnis** handeln soll, muss ich von einem entsprechend grundsätzlichen Faktum ausgehen.

Ein solches scheint mir die Erfahrung der Kontingenz zu sein:

Menschen machen unweigerlich die Erfahrung, dass es nicht nur von ihnen abhängt, ob sie ihre Ziele erreichen und ihre «Unziele» vermeiden können.

Das extreme Beispiel für Kontingenz ist der Tod.

Während die Tiere anderer Spezies situationsbezogen leben,

leben Menschen situations-unabhängig und zukunftsbezogen.

Menschen streben nach einem «immer weiter» und «immer mehr».

Aber diese Tendenz sieht sich angesichts von Tod und Kontingenz frustriert:

Das «Mehr» wirkt schal, und was zunächst wie Sinn erscheint, kann als sinnlos angesehen werden. Deswegen haben Menschen immer **auch nach einem anderen Willens- und Zeitbezug gestrebt**, der jenem ersten entgegengesetzt ist:

statt «immer mehr» Innehalten, statt Insistieren Zurücktreten vom eigenen Wollen.

Ich habe diese zweite, reflektierte Form des menschlichen Zeitbezugs und Wollens in meinem Buch **«Egozentrität und Mystik»** als Mystik bezeichnet.

Dieses Wort lässt sich freilich auch anders verstehen. Es kommt hier nur darauf an, dass diese Reflexion, in der man sich nicht mehr auf Ziele, sondern auf das «im Ganzen» bezieht, eine Umwendung des natürlichen menschlichen Lebens darstellt, die aber gleichwohl nicht auf etwas Übernatürliches ausgerichtet sein muss.

Die so verstandene Mystik kann religiös sein, muss es aber nicht.

Zum Teil ist das eine rein terminologische Frage.

Man kann, wenn man will, solche Bewegungen wie den **Buddhismus, den Taoismus oder die Stoa** als Religionen bezeichnen; **ich tue es nicht**, weil es in diesem Zusammenhang darauf ankommt, **Haltungen, in denen ein Glauben an ein übernatürliches personales Wesen impliziert ist, von Haltungen zu unterscheiden, bei denen das nicht der Fall ist.**

Deswegen verwende ich das Wort «Religion» nur für Auffassungen oder Haltungen, in denen ein solcher Glaube impliziert ist.

Es ist naheliegend, dass Menschen sich das, was in seiner Auswirkung auf sie kontingent ist, als seinerseits zielhaft deuten, als Wirkung übernatürlicher personaler Wesen. Nur wenn das Kontingente (selber zu erbringende) so gedeutet wird, wird die Haltung des Gebets verständlich.

Geht man vom Gebet und vom korrelativen Dank aus, so meine ich, dass das in der Tat ein erstes Phänomen ist, auf das wir verzichten müssen, wenn wir nicht mehr glauben.

Es scheint mir schwer vorstellbar, dass Menschen nicht ein wesentlicher Aspekt ihres Lebens entgeht, wenn sie für ihr Leben und für das, was ihnen in ihrem Leben wichtig ist, nicht danken können.
--

Zwei Meinungen erscheinen mir unbefriedigend:

erstens, dass **alles Danken sich auf das Bewusstsein reduzieren lasse**, dass andere natürliche Personen für das Geschehen dessen, was für einen gut ist, verantwortlich seien; ein darüber hinausgehendes Danken gebe es nicht.

Unbefriedigend **ist zweitens** die Ansicht, dass ein solches Danken, das über die Dankbarkeit gegenüber natürlichen Personen hinausgeht, auch anonym sein könne, dass **also das Objekt des Dankens**, das im Dativ steht, **nicht eine Person sein müsse**. **Es gäbe dann ein Danken gegenüber einem nichtpersonalen Wesen.**

Demgegenüber erscheint es mir evident, dass man nur einem Wesen danken kann, dem gegenüber es auch sinnvoll sein kann, etwas zu erbitten; und es ergibt keinen Sinn, ein nichtpersonales Wesen um etwas zu bitten. Es erscheint also sinnwidrig, zu einer nichtpersonalen Instanz zu beten oder ihr zu danken; und das heisst, es wird dann sinnlos, für Dinge zu danken, für die man nicht einer natürlichen Person danken kann.

Kulturgeschichtlich lässt sich konstatieren, dass es Tatbestände gibt, wie zum Beispiel die eigene Existenz oder die Existenz eines geliebten Wesens, für die einem übernatürlichen personalen Wesen zu danken Menschen immer oder meistens ein Bedürfnis hatten.

Was passiert mit diesem Bedürfnis und mit dem Sichverhalten zu diesen Tatbeständen, wenn man für sie nicht mehr danken kann?

Eine spezifische Weise der Transzendenz scheint verloren zu gehen, an ihre Stelle tritt eine eigentümliche Verflachung.

PERSÖNLICH ODER ANONYM

Lässt sich das auffangen durch das, was ich als das Mystische bezeichnet habe? So wie ich die Mystik beschrieben habe, ist sie ebenso wie die Religion ein Zurücktreten von sich angesichts eines Höheren, aber eben ohne Personalisierung. Es erscheint mir signifikant, dass es in einer so eindeutig nicht personalisierten Konzeption von Mystik wie dem Zen-Buddhismus üblich ist, sich vor dem Mystischen zu verbeugen.

Sich-Verbeugen-vor ist ebenso wie Danken und Bitten eine personale Beziehung. Das scheint also anzuzeigen, dass Menschen kaum vermeiden können, sogar dann, wenn sie ihr Gegenüber als unpersönlich ansehen wollen, ihre animistischen (unsterbliche Seele) Vorstellungen auf es zu projizieren.

Lässt man historische Reminiszenzen beiseite und fragt sich einfach selbst, was aus religiöser Perspektive an einer nichtpersonalen Mystik als unbefriedigend erscheinen muss, ist das, glaube ich, der Umstand, dass die Rücknahme des Ichhaften in der Mystik so radikal ist, dass es fast seiner Auslöschung und nicht nur seiner Relativierung gleichkommt. Aber ist, was wir im Zurücktreten von uns anstreben, nicht vielmehr ein Modus des Ich-seins, des Sich-zu-sich-verhaltens?

Der Mystiker kniet nicht mehr, er dürfte sich auch, wenn er konsequent wäre, nicht verbeugen.

Geht damit nicht eine wesentliche Möglichkeit gerade des Sich-zurücknehmens im Sich-zu-sich-verhalten verloren? Man kann dann vielleicht nicht einmal mehr von einem «Höheren» sprechen: Die religiöse Spannung zwischen mir beziehungsweise uns und dem Gegenüber löst sich auf.

Eine Frage, an der sich der Unterschied zwischen animistischer und nichtanimistischer Auffassung, zwischen religiös und nur mystisch Eingestellten verdeutlichen lässt, ist, wie sich die einen und die anderen zum Höheren angesichts der eigenen Frustrationen verhalten.

Bei Jesus heisst es: «Dein Wille geschehe!»

Bei Tschuang- tse (4.-3. Jahrhundert v. Chr.) finden wir die entsprechende Haltung so ausgedrückt: Der Mensch soll tun, was des Menschen ist, aber er soll hinnehmen, was des Himmels ist.

Um die beiden Auffassungen sinnvoll vergleichen zu können, wird man auch die von Jesus gelehrt Haltung nicht im Sinn eines passiven Hinnehmens von allem und jedem verstehen, sondern gemäss dem **sogenannten Oetinger-Gebet**:

«Herr, gib mir die Gelassenheit, Dinge hinzunehmen, die ich nicht ändern kann. Gib mir den Mut, die Dinge zu ändern, die ich ändern kann. Und gib mir die Weisheit, das eine vom anderen zu unterscheiden.»

Die von Tschuang-tse vertretene Auffassung entspricht genau diesem Gebet, ausser eben darin,

dass der Taoist einfach hinnehmen soll, was unvermeidlich ist,

während der Christ dieses Unvermeidliche als von Gott gewollt deutet.

Für ihn scheint das Geschehen dadurch geradezu Sinn zu gewinnen, während die taoistische Rede vom Himmel nicht weit entfernt scheint von einer stoischen Aufforderung, die Zähne zusammen zu beissen.

Für mich persönlich ist **der Widerspruch**, von dem ich anfangs sprach, gerade in diesem Zusammenhang besonders eindrücklich.

Für mich wäre es so viel leichter, statt eine neutrale taoistische oder stoische Haltung auszubilden, mich an Gott zu wenden und zu sagen:

«Dein Wille geschehe!», dass ich mir diese Rede ausdrücklich verbieten muss, weil ich doch weiss, dass Gott nur ein Konstrukt meines Bedürfnisses ist - und dass ich also, wenn ich mich von diesem Bedürfnis bestimmen liesse, in eine Selbstlüge geriete.

Mir bleibt nichts anderes übrig, als mich auf den unpersönlichen, rein mystischen Standpunkt zurückzuziehen, aber dieser Standpunkt erweist sich als für mein Bedürfnis, eine positive Beziehung zu den Frustrationen zu gewinnen, als unzureichend.

Ich spreche hier absichtlich in der ersten Person Singular, weil ich mir im Unklaren darüber bin, wie weit in meinem Bedürfnis, sagen zu wollen «Dein Wille geschehe!», wirklich ein anthropologischer Grundtatbestand zum Ausdruck kommt - **oder ob es nur an der Zufälligkeit liegt, dass ich in der jüdisch- christlichen Tradition aufgewachsen bin.**

Ähnlich geht es mir mit dem **Phänomen der Verantwortung**.

Es gibt viele Arten der Verantwortlichkeit, aber kritisch wird es bei der Verantwortlichkeit für mein Leben.

Abgekürzt gesagt:

Ohne die Projektion einer übernatürlichen Person, der gegenüber ich dafür, wie ich lebe, verantwortlich bin, müsste vielleicht die Idee, verantwortlich zu sein dafür, wie ich lebe, entfallen.

FEHLENDE EVIDENZ

Aber was folgt daraus?, könnte man fragen.

Kierkegaard hat am Ende seines Buchs «Der Begriff der Angst» geantwortet: Dann entfällt der Ernst des Lebens. Ich könne mich dann noch in Bezug auf alle möglichen Dinge ernsthaft verhalten, aber nicht mehr in Bezug auf mich; und um das zu unterstreichen, zitiert Kierkegaard Macbeth, der, nachdem er den König Duncan ermordet hat, ausruft:

«Von jetzt gibt es nichts Ernstes mehr im Leben: / Alles ist Tand, gestorben Ruhm und Gnade! / Der Lebenswein ist ausgeschenkt.»

So wie Macbeth den König ermordet hat, so hätten wir, mit Nietzsche zu sprechen, Gott ermordet und mit ihm den Ernst des Lebens. Wer «wir»? , so kann man fragen. Nietzsche sagte: Es war unsere «Redlichkeit». Aber das ist vielleicht noch ein zu grosses Wort.

Es genügt wohl, zu sagen: Es ist der Augenschein. Als Bertrand Russell einmal im Alter gefragt wurde, wie er denn reagieren würde, **wenn er sich gegen allen Augenschein nach seinem Tod dann doch vor Gottes Thron gestellt sähe, soll er geantwortet haben: «Ich würde ihm sagen:**

«You didn't give us the evidence»

Das ist, wenn, was ich anfangs sagte, stimmt, noch eine Unterbestimmung.

Es gibt nicht nur keinen Grund, an ein solches Wesen zu glauben, sondern gerade weil wir es offenbar so dringend brauchen, gibt es einen so evidenten Gegengrund, dass ein Gottesglaube dem gleichkäme, was, wenn es sich um etwas Empirisches handelte, ein Halluzinieren wäre.

Gleichwohl ist es ebenso verständlich, dass trotz dem entgegenstehenden Augenschein Hunderte von Millionen an Gott glauben,

da es so naheliegend ist, das Bedürfnis statt als Gegengrund als Grund anzusehen

Der Autor ist emeritierter Professor für Philosophie an der Freien Universität Berlin; er lebt in Tübingen und Lateinamerika. Letzte Buchpublikation: «Egozentrität und Mystik. Eine anthropologische Studie» (C. H. Beck 2003).